

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 295.

Samstag, 28. Oktober

1933.

Der Kampf um die goldene Schleife

Roman von Hedda Lindner

7. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Dies waren so seine Gedanken, während er sich höflich mit seiner Frau unterhielt. Er fragte, wie sie die erste Nacht im Hsrenhof geschlafen habe und ob sie mit ihren Zimmern zufrieden sei, der Blick in den Park hinaus habe ihr hoffentlich gefallen. Gladys beobachtete ihn mit merkwürdig wachen, geschärften Sinnen, während sie ebenso liebenswürdig antwortete. Nein, der Mann war tatsächlich vollkommen unbefangen, kam gar nicht auf den Gedanken, daß diese Nacht ... Die frohe Stimmung, in der sie die Treppe hinabgeeilt war, verslog. Das war nicht Rücksicht gewesen, nicht ritterliche Schonung, aber was — was war es dann?! Warum hatte er sie geheiratet?

Es war ein seltsames Morgenfrühstück für ein jungvermähltes Paar, da auf der Terrasse von Hsrenhof. Nach beendetem Frühstück entschuldigte sich Stephan: Soldin aus Waldbausen hat angerufen, er will ein Pferd laufen und bittet mich um Rat, ich hoffe aber, zum Lunch bestimmt zurück zu sein. Vielleicht läßt du dir inzwischen die Pferde zeigen, mein alter Bogis ist ein besserer Führer, als ich es sein würde.“ Gladys nickte höflich Zustimmung, er verabschiedete sich und ging.

Sie blickte ihm nach, wie er die Terrassentreppen hinuntereilte, immer zwei Stufen auf einmal nehmend mit den geschmeidigen Bewegungen des durchtrainierten Körpers. Ihr war ganz seltsam zumute, wo hatte sie doch dieses wunderliche Gefühl schon einmal kennengelernt. Halt! Jetzt wußte sie es. Als sie einmal mit Großvater auf einer Plantage im Vulkangebiet zu Besuch war, da gab es in der Nacht ein Erdbeben. Nicht sehr stark, nicht so, daß man sich fürchten mußte, aber dieses immer wiederkehrende leichte Schwanken des Bodens gab doch zuletzt ein solches Gefühl der Unsicherheit, daß sie früher abreisten, als sie ursprünglich geplant hatten.

Und daselbe schreckliche Gefühl der Unsicherheit hatte sie jetzt, nur war niemand mehr da, der sagte: „Komm, ich bringe dich fort.“ Sie stand ganz allein auf dem schwankenden Boden.

Das Gestüt Hsrenhof ist zahlenmäßig nicht sehr groß, aber bekannt durch das hervorragende Material, das dort gezüchtet wird. Der eigentliche Herrscher über den ganzen Pferdebetrieb ist der alte Bogis, vor dem Stephan selbst ebensoviel Respekt hat wie der Trainer bis hinab zum jüngsten Stallburschen. „Bogis hat mehr Pferdeverstand im kleinen Finger als alle zusammen“, hatte der alte Freiherr von ihm gesagt; der Erfolg gab ihm recht, denn der Ruf der Hsrenhofer Zucht ging weit über die deutschen Grenzen hinaus. Der Triumph des Stalles war aber „Goldlilie“, die fünfjährige Fuchsstute. Eigentlich hätte der Goldfuchs dem Brauch gemäß einen Namen führen sollen, der zu dem Namen der Mutter und ihrer Zucht Beziehung hatte, aber vor einem Jahre ungefähr hatte Stephan plötzlich befohlen, die Stute auf den Namen „Goldlilie“ umzutauschen, und der alte Bogis hatte sich brummend fügen müssen. Doch der neue Name war nach den ersten Erfolgen in der

Reiterwelt bald populär geworden, die Stute verfügte über ein erstaunliches Springvermögen, wenn sie auch schwer zu reiten war. Sie duldete außer Stephan, den sie als Herrn anerkannte, nur den Bereiter Frik im Sattel, einen jungen Bengel, der als besonderes Kennzeichen so viel Sommersprossen hatte, daß man sich immer wieder wunderte, wie sie alle auf einem Menschen Gesicht Platz fanden. Nebenbei betrachtete er Goldlilies Pflege als eine absolut ausreichende Lebensaufgabe und war für anderes nicht zu brauchen. Dafür betreute er aber auch die Stute wie eine Mutter ihr Kind.

Gladys schreitet mit dem alten Bogis durch die Ställe. Erst ist der Alte sehr still und antwortet nur, wenn er gefragt wird, mit einem höflichen „jawohl“ oder „nein, Frau Baronin“, aber dann merkt er an den Fragen, daß die Frau neben ihm nicht nur Interesse, sondern auch ein außergewöhnliches Verständnis für Pferde hat. Damit ist der Bann gebrochen, und er fängt an, von sich aus zu erzählen. Er zeigt ihr die beiden schweren Oldenburger, die seit langem das Gnadenbrot bekommen, „der alte gnädige Herr ist noch damit gefahren, nur wenn er nach Hannover oder noch weiter wollte, benutzte er das Auto, für kleine Strecken fuhr er immer lieber mit Pferden“, erklärt er. Dann kommt der Stall der Reitpferde. „Die gehen weg wie warme Semmeln, was unser Herr eingeht hat, kauft jeder gern“, und dann — in einem beinahe luxuriösen Separatstall — „Goldlilie“, der Stolz vom Hsrenhof. In der Nebenbox steht der brave Wallach „Riese“, ein älterer, ruhiger Herr, der als einziger von „Goldlilie“ in engerer Nachbarschaft geduldet wird.

„Pferde haben auch ihre Freundschaften“, behauptet der Alte ernsthaft, „Frau Baronin hätten mal die „Goldlilie“ sehen müssen, wie wir versuchsweise den „Rasimir“ daneben gestellt haben, richtig wütend war sie und hat mit den Hufen gegen die Wand gehämmert, der arme Kerl wußte gar nicht, was er machen sollte. Da haben wir schleunigst den „Riesen“ wiedergeholt, und da war sie zufrieden. Ein verwöhnter Rader, aber doch 'n Staatskerl“, sagt er zärtlich zu dem Goldfuchs, der mit leisem Begrüßungsschnauben ihm den Kopf entgegenstreckt. Gladys versucht, den Riegel zurückzuschieben, um in die Box zu gehen.

„Um Gottes willen, Frau Baronin“, sagt Bogis erschrocken, die „Goldlilie“ läßt außer dem Herrn Baron nur noch den Frik ran, der sie pflegt, gegen Fremde ist sie sehr scheu. Nach der Frau Direktor Bredecke hat sie in Berlin direktemang geschnappt“. Gladys hält prüfend ihre Hand dem Pferd entgegen, das aufmerksam, als verstünde es alles, der Unterhaltung gefolgt war. „Goldlilie“ streckt vorsichtig den schmalen Kopf vor, leise schnobernd gleitet ihr weiches Maul über die Handfläche, dann spißt sie die Ohren und bläst leicht durch die Rüstern.

„Sehen Sie, „Goldlilie“ tut mir nichts“, sagt Gladys lächelnd, „Tiere sind immer meine Freunde gewesen“, und damit schiebt sie den Riegel zurück und betritt kurz entschlossen die Box. Die Stute macht einen heftigen Satz

Interessiert die helle Gestalt, die da so ohne weiteres in ihr geheiligtes Reich vorzudringen wagt. Der alte Bogis ist auf eine Handbewegung von Gladys draußen geblieben und betrachtet fassungslos vor Staunen das Bild, das sich jetzt seinen Augen bietet.

Gladys rührt sich nicht, sie streckt nur wie vorhin die Hand aus und ruft leise das Pferd beim Namen. Es liegt etwas in dem Klang dieser Frauenstimme, was „Goldlilie“ angenehm berührt, etwas Liebföndes, Lockendes, diese fremde Gestalt scheint ihr vertraut und sympathisch.

Ganz langsam und vorsichtig kommt sie einen Schritt näher, bereit, bei der geringsten Ursache zurückzuspringen. Die Frau steht immer noch unbeweglich mit ausgestreckter Hand, aber die Stimme lockt, lockt . . .

„Goldlilie“ tritt nervös von einem Bein auf das andere. Sie will keine Bekanntschaften, aber die fremde Frau gefällt ihr doch sehr gut. Wieder kommt sie einen Schritt näher und zieht nochmals prüfend die Luft ein. Sie riecht nicht so sonderbar wie die geräuschvollen Damen, die sie mit albernen Lauten wie „entzückend“ und „wundervoll“ belästigen. Diese Frau stand da mit einer wundervollen Ruhe, sie hatte etwas von dem Geruch des frischen Grases, von der unendlichen Weite sonnendurchglühter Steppen, über die man sagt, daß die Erde unter den Hufen dröhnt. Instinkte der Urzeit werden wach, als die Kinder der Wildnis sich grüßen, geheimnisvolle Zusammenklänge des Blutes zwischen Pferd und Mensch. Und mit einem Male legt die scheue Stute ihren Kopf liebfönd auf die Schulter der Frau, und Gladys schlingt beide Arme um den Pferdehals und streicht immer wieder zärtlich über das seidige Fell.

„Sie sehen, wir vertragen uns“, lächelt sie den alten Bogis an, „Sie können uns ruhig allein lassen, wir haben Freundschaft geschlossen, „Goldlilie“ und ich.“

Kopfschüttelnd geht der Alte ab. Aber als er nachher dem Gestütspersonal die Geschichte erzählt, sind sich alle darüber einig, daß die junge Frau Baronin doch wohl was Besonderes sein mußte. Die Herzen der Stallleute hat, „Goldlilie“ für Gladys gewonnen, das ist ihr erster Freundschaftsdienst.

Gladys steht noch lange an die Stute gelehnt, die Arme um ihren Hals geschlungen, das Gesicht an den Pferdekörper gepreßt. Und langsam legt sich die furchtbare Spannung der letzten Nacht. Das Schwanken des Bodens hört auf, und sie steht wieder fest auf beiden Füßen, wenn auch nur in einer Pferdebox, und zum ersten Male fühlt sie in der fremden Umgebung ein Wesen, das sich gütig freundschaftlich ihr zuneigt — wenn es auch nur ein Pferd ist.

„Goldlilie“ zuckt jäh zusammen. Ein brennend heißer Tropfen ist auf ihr empfindliches Fell gefallen, dann aber wendet sie gutmütig den Kopf und tröstet mit leisem Schnauben das bitterlich weinende junge Menschenkind.

Das Leben auf dem Hernhof ging wieder seinen geordneten Gang, und die „Amerikanerin“ fügte sich sehr viel besser in den Rahmen eines deutschen Landhaushaltes ein, als man erwartet hatte. Ja, wenn sie ehrlich sein wollte — sie hatte sich seit ihres Großvaters Tod, seit dem Verlassen ihrer Heimat noch nie wieder so wohl und heimisch gefühlt, wie hier auf dem niedersächsischen Herrenhof.

Ihr war bald klar, woran das lag. Das Leben ähnelte wenigstens etwas dem freien, ungebundenen Dasein, das sie in La Paz geführt hatte, hier wie dort konnte sie stundenlang durch Wiesen und Wälder galoppieren, Felder und Koppeln besichtigen, das war doch etwas ganz anderes, als das Leben in der engen Stadt.

Und merkwürdig: obgleich ein Indio von einem niedersächsischen Landarbeiter sicher ganz verschieden ist, fand sie sofort den richtigen Ton den Leuten gegenüber. Freundlich, ohne die leutselige Herablassung, für die gerade einfache Menschen oft ein sehr feines Empfinden

haben, empfand sie sofort. „Unsere Baronin“ erfreute sich bald unter den Gutsleuten einer allgemeinen Beliebtheit, obgleich ihr nicht die kleinste Nachlässigkeit entging und sie sehr unangenehm werden konnte, wenn etwas nicht klappte. Aber sie verstand was von dem Betrieb, das merkte man sofort, da nahm man den Anspieß schon lieber ruhig hin, wenn man was verkorft hatte.

Stephan beobachtete Gladys' Debut als Gutsherrin mit Erleichterung, aber auch mit unverhohlenem Staunen. Das war ja fabelhaft, wie die Frau sich hier einfügte, und was sie alles verstand — die Zigarette wurde immer länger, die er nach den Mahlzeiten auf der Terrasse mit ihr zu rauchen pflegte, denn man konnte sich wirklich ganz famos mit ihr unterhalten. Und nicht nur über Pferde, sie hatte viel gelesen und sich über vieles ihre eigenen Gedanken, ihr eigenes Urteil gebildet, sie war — genau wie Bredecke stellte es nun auch Stephan fest — eine erstaunliche Mischung von Reife und Naivität, eine Mischung, wie sie wohl nur die Eigenart tropischen Lebens hervorbringen kann. Stephan nickte durchaus zustimmend, als der dicke Redern, der häufig von seinem Nachbargut herübergeritten kam, ihm eines Tages energisch auf die Schulter haute und sagte: „Mensch, Thüngern, ich habe mir ja anfangs ziemlich den Kopf zerbrochen, wieso du gerade auf diese Frau verfallen bist, denn Auswahl hattest du doch genug unter den Töchtern des Landes. Aber du hast die richtige Nase gehabt, auf den Hernhof hättest du keine Bessere kriegen können.“

Redern hat recht, sie paßt glänzend auf den Hernhof, dachte Stephan und sah Gladys zu, die ein Pferd durch den Sprunggarten jagte. Der Gaul wollte die Hindernisse nicht recht annehmen, vor jedem Sprung gab es erst eine kleine Auseinandersetzung, aber die Reiterin siegte und kam jetzt zurück, erhebt, aber triumphierend. „Hast du gesehen?“ rief sie vergnügt dem Manne zu, „er will noch nicht so recht heran, der Drückeberger, aber paß auf, in vier Wochen, wenn die Jagden anfangen, geht er tabellos.“

„Sicher wird er das.“ Stephans Gesicht war ehrliche Bewunderung: „Ich kenne aber auch keine Frau, die so reitet wie du!“ Er sah sie prüfend an. Sie trug eine schlichte weiße Bluse zu braunen Breeches und hohen Lederstiefeln, das Gesicht war belebt und zeigte eine frische Farbe, aus dem fahlen Gelb der Übergangszeit war ein mattes Elfenbein geworden, das gut zu den dunklen Augen stand. Warum habe ich sie immer so häßlich gefunden, sie sieht doch ganz nett aus, dachte Stephan, dann sagte er plötzlich: „Du solltest immer Weiß tragen, Gladys, Weiß steht dir viel besser als die grellen Farben, die du sonst bevorzugst.“

„Ich bevorzuge sie eigentlich auch nicht“, erwiderte Gladys nachdenklich. „Conchita sucht immer meine Sachen aus, es ist so langweilig, sich darum zu kümmern. Aber du hast recht, hier in Europa fallen die grellen Farben viel mehr auf als bei uns drüben.“

„Ich würde mich an deiner Stelle doch lieber nicht auf den Geschmack einer indianischen Jose verlassen. Eine Frau kann gar nicht Interesse genug für ihr Aussehen haben. Dafür ist sie eben eine Frau“, meinte Stephan ernsthaft. „Aber komm, es ist bald Tischzeit.“ Und fröhlich plaudernd, ein Bild „wahrhaft glücklicher Ehe“, ritten sie dem Schlosse zu.

Gladys von Thüngern saß auf dem Balkon ihres Wohnzimmers und versuchte, einen Brief an ihren Vater zu schreiben. „My dearest Pa“, stand auf dem Bogen, aber dann hatte sie die Hände von der kleinen Schreibmaschine sinken lassen und sann vor sich hin. Was sollte sie schreiben? . . . Er erwartete auch keine langen Briefe von ihr, aber er wollte sie selbst bald drüben haben, sie und ihren Mann. Ihren Mann — Gladys seufzte. Sie war nun rund zwei Monate Frau von Thüngern, aber nichts hatte sich geändert. Nichts? Doch — der korrekt kühle Ton des Anfangs hatte sich zu herzlicher Kameradschaft gewandelt, sie waren viel zusammen — er hat sich an mich gewöhnt wie an Max und

Es geschah auf dem Gut kaum etwas von Bedeutung, was er nicht als ganz selbstverständlich sofort mit ihr besprach, aber . . . Ja, das war es, das große Aber . . . Darum heiratet man doch nicht. Am morgens mit der Frau durch die Ställe zu gehen, lachend zuzusehen, wie mit „Goldkiste“ eine begeisterte Begrüßungsszene aufgeführt wird, dann mit ihr die Koppeln zu besichtigen und im Sprunggarten zu trainieren — brauchte man dazu wirklich eine Frau? Eine Frau . . . seit in Gladys das Weib erwacht ist, sind ihre Nerven unendlich verfeinert, sie fühlt genau, ihr Mann mag sie gern — wie er den dicken Redern gern hat oder vielleicht sogar ein bißchen mehr — aber als Frau, als Frau bedeutet sie für ihn nichts. Er lehnt sie nicht ab, noch nicht einmal das, er empfindet sie überhaupt nicht. Die Bemerkung am Vormittag über ihre Kleidung war das erstemal, daß er ein persönliches Interesse zeigte, aber daß sie dann nachher zum Lunch ein weißes Kleid angezogen hatte, das hatte er vollkommen übersehen.

Er war sehr zerstreut gewesen nach dem Telegramm, das ihm der alte Klapprodt bei der Rückkehr überreicht hatte, und hatte dem Heinrich, der halb Schofför, halb sein persönlicher Diener war, befohlen, den Wagen fertigzumachen, er müsse wegfahren. Er fuhr ziemlich oft fort, mal auf zwei, mal auf drei oder vier Tage, er sagte nie, wohin er fuhr. Und Gladys fragte nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Vergänglichkeit.

Aber die Berge, südenzu,
Gehen die Vogelsflüge,
Aber sie ohne Rast und Ruh
Treiben die Wolkenzüge.

Ewig erfaßt sie Wind im Spiel,
Zart bald, bald ingrimmheftig.
Aber was kümmert es uns viel?
Wir sind geschäftig.

Sind vor lauter Geschäftigkeit
Endlich nicht acht geblieben,
Daß der Wind auch unsere Zeit
Hat mit sich fortgetrieben.

Ernst Zahn.

Margit lernt das Gruseln.

Von Gaby Pera.

Margit und Theo waren Freunde. Sie hatten sich auf einem Wochenendausflug kennen gelernt — Margit, die kleine flinke Bränette mit den lustigen Vogelangen und Theo, der große blau-blonde Junge mit den schlafigen Bewegungen einer jungen Dogge. Auch so gutmütig und treu war er. Margit hatte ihn gern.

Aber sie behandelte ihn eigentlich nicht nett. Sie kommandierte immer an ihm herum. Das Kommandieren war so eine Art Berufskrankheit. Margit war Abteilungsleiterin in einem Kaufhaus. Dreiundvierzig Angestellte waren ihr unterstellt. Sie war jünger als die meisten, da mußte sie schon den Raden steif halten und einen energischen Ton anschlagen, damit alles so ging, wie ihr Chef es erwartete.

Theo hätte sich Margit manchmal gern anders gewünscht: ein bißchen weicher, mädchenhafter, vielleicht auch mütterlich.

Heute war es nicht anders als sonst. Margits spitze Zunge ging wie geschmiert. Theo wurde still.

„Na, Theochen, eingeschnappt?“ fragte sie mit einem kleinen Lächeln.

„Du nimmst mich nicht ernst, Margit“, sagte Theo.

Margit neckte: „Junge, was soll man an dir schon ernst nehmen? Deine siebenundzwanzig Jahre etwa? — Imponieren mir nicht. In zwei Jahren bin ich selbst so weit. Und sonst — deine Arbeit?! Erfinder!! Ich verstehe ja nichts davon, aber Erfinder ist für mich etwas Ähnliches wie Sternguter. Gewiß sehr nett und unterhaltsam, man weiß nur nie, ob etwas Geschicktes dabei herauskommt.“

„Nein, das weiß man nie“ sagte Theo leise. „Aber man hofft es und glaubt an den Erfolg. Wie könnte man sonst jahrelang

man auch nicht verwirklichen kann. Das man nur sieht, aber ahnt zwischen den Dingen, den sichtbaren und beweisbaren.“

Margit sah ihn stumm an — endlich einmal. Da rebete Theo weiter: „Du weißt doch, ich bin einem neuen, oder vielleicht noch unentdeckten gasförmigen Körper auf der Spur. Einem Edelgas! Mädel, wenn mir das glückt, dann dann . . .“

„ . . . dann?“

„Dann sind wir Millionäre!“

„Wer wir?“ Klang es, ein wenig schnippisch.

„Ich und meine Frau“ sagte Theo vergnügt — „meine zukünftige kleine Frau.“

„Ach so —“ Und nach einer Pause: „Luftschlösser alles.“

„Gar nicht Luftschlösser! Komm nur einmal in mein Laboratorium. Ich zeige dir, was ich bis jetzt geschafft habe.“

„Ich verstehe doch nicht.“

„Doch. Ich erkläre dir alles.“

Margit zeigte keine große Lust. Sie wollte lieber hinaus nach Wannsee an ihrem freien Sonntag; noch dazu jetzt im himmlisch schönen Mai.

Traurig sagte Theo: „Du hast eben kein wirkliches Interesse für mich.“

Margit sah ein, sie mußte das Opfer bringen: „Also gut. Sonntag um zehn Uhr“ sagte sie und dachte, schade um den verlorenen Sonntagvormittag.

Nun, es war nicht schade, denn es requete Bindfäden. Diesmal machte der Regen Margit vergnügt. Sogar ein paar Blumen hatte sie mitgenommen, die das langweilige Labor etwas beleben sollten. Lustig trällernd klingelte sie zur verabredeten Zeit.

Theo öffnete und — Margit sperrte ihr Mädelchen weit auf . . . doch sagen konnte sie diesmal nichts.

Sie sah in einen Riesenraum, in dem die Luft flimmerte von durcheinander wirbelnden Ruchfäden, und vor ihr stand — ein Schornsteinfeger. — War das ihr Theo??

Hände, Gesicht, Haare, der ganze Mensch im weißgewaschenen Arbeitsittel rußbedeckt. Und wie es roch!! Margit stand starr vor Schreck. Theo wollte sie an die Hand nehmen, zog sie aber gleich zurück.

„Verzeih, Margit, ich kann dir nicht einmal einen Stuhl anbieten. Alles ist schwarz, denn wir hatten gerade — eine kleine Explosion! Aber leben tue ich noch; was ich für außerordentlich wichtig halte, nicht wahr?“ scherzte er, damit Margit aus ihrer Starre erwachte. „Komm, wir wollen hinüber zu meinem Kollegen Risch — komm, Rindchen, du mußt dich setzen.“ — Margit tastete sich an der Wand entlang. Schritt für Schritt. Scheußlich. Warum bloß die Knie so weich waren?

Draußen bei Risch, während sich Theo wusch, sah Margit auf einem Schemel, wie ein kleines Mädelchen. Die Hände zitterten und . . . schlucken konnte man auch nicht richtig. Lag es vielleicht an hinuntergewürgten Tränen?

Theo sprach lustig auf sie ein. „Weißt du, das ist nicht so schlimm. Das sind wir gewöhnt — wir Erfinder, nicht wahr, Risch?“

Margit hörte kaum zu. „Also so einer ist mein „dummer großer Junge?“ So lebt er hier! Und neben ihm steht nahe der Tod!“ — Eine Gänsehaut lief ihr über den Rücken.

Das war der Tag von Margits Umwandlung. Für Theo war sie jetzt ein staunend bewunderndes und liebevoll verehrendes Mädel.

Und das fand ihr gut.

Hemdärmelig in der Oktobersonne.

Von Julius Kreis.

Fast jedes Jahr, wenn sich der Oktober zu Ende neigt, schenkt er uns die letzten Tage noch aus seiner ganzen goldenen Fülle: Sonne, Himmel, Farben, Duft und eine Wärme, die wie junger Wein eingeht.

Jetzt muß man wandern. — Das Land ist von allem Sommerfrisch-tatü und -tata frei, es gehört sich selbst, es liegt in seiner schönsten, seligsten Rast nach der Ernte, und die Luft ist so klar, kristallen und rein, daß das Auge trunken wird vor der Weite des Blickes.

Es ist, als ob diese Jahreszeit, das Gold der Hänge und das Grün des Wassers, die dunklen Wälder am Hang und die flammenden Buchen, die weite Schau auf blaues Bergland, das Eigentliche, vom Schöpfer Gewollte, wären, als ob alle andere Jahreszeit nur Vor- und Nachspiel zum Herbst wäre.

Die Höfe, einsam und verloren auf den Hügeln und vor den Wäldern, liegen wie schöne Märchen da. Es ist ganz still auf Wegen und Straßen. Irgendwo, ganz weit, lautet eine Ruhglocke, ein ferner Wagen knarrt hinterm Hügel, ein Sähereschrei fliegt heißer über Wipfel hinweg.

Auf einer weiten, hügeligen Weide galoppieren frei und ledig zwei junge Rößl. Ein Rappe und ein Fuchs. Von Mal zu Mal bricht ein seliges Wiehern wie ein Suchzer aus ihrer

In der Ferne fällt ein Schuß im Wald. — Rehwild setzt über den Graben.

Über die braunen Aderschollen pircht eine schwarze Kaze, schreitet, schleicht, duckt sich — springt. Raben mit schwerem Flügelschlag fallen in die Wiese ein. Jagd überall.

In Höhenleitern, diesem köstlichen Fleck Erde in Oberbayern, taste ich. — Da liegt die Bergkette von den Salzbürgern bis zu den Allgäuern und davor ein helles, brennendes, farbenjubilendes Land, weitgebreitet mit Hügeln und Aedern, Wald und Wiese. — Man wird nicht satt, hier immer wieder zu schauen.

Die Sonne wärmt auf der Veranda gen Süden so sehr, daß man die Toppe auszieht und noch mal sommerfrischlich wird.

Hier muß man sitzen, an das graue, warme Holz des Verandageländers gelehnt, die Sonne auf dem Kopf, ein Glas Wein vor sich und eine gute Zigarre unter der Nase. Da läßt sich leben. Da brennt der warme Oktobertag wie ein guter Kaminlehrer allen Ruß und Dreck unserer Großstadt-„Belange“ aus und man wird gewahr, daß es viel schönere und wichtigere Dinge gibt, als sich unsere Stadtweisheit träumen läßt.

Ein fallendes, tänzelndes, schwebendes Blatt, getragen vom zärtlichen Herbstwind, ein glühender Spinnensaden, der vom Gebälk herabkommt, ein fremder Käfer, der emsig in der Tischrinne bohrt und bohrt, eine Maus, die in einer Ecke grau und gierig und selbstvergessen an einem Semmelbroden nagt — hunderttausend kleine und kleinste Begegnungen des Lebens — was ist Film, Theater und Papier dagegen.

Wie manches vieraktige Drama, wie mancher dreihundertseitige Roman von „Ihm und Ihr“ enthält auch nicht mehr als die alte Schüßenscheibe an der Wand:

Wennst mi' net magst,
 Hast a Mäu(l), daß d'as jagst,
 Na geh i' wieder hi',
 Wo i' herkemma bi'!

Eine gute Wegstunde weiter liegt der See. — Nicht mehr der See der „Caïjon“, der See der Krimmthauer Vierteltafel-Sonderdampfer und der Bostoner Installateur-Vereinigung und des Gesellschaftsklubs Aeolus und Bäolus. Jetzt ist es wieder der alte Starnberger See der Pier, Schleid und Wenglein. — Ein Stüd verträumtes Oberbayern.

Man hoch die Nachmittagsstunden auf dem menschenleeren Dampfersteig, und Wasser und Himmel in Licht und Glanz im allmählichen Wechsel von Farbe und Ton ist genug. Ist mehr als die Original-Bobby-Jazzband, die da im August zum Fünfuhrtee aufspielte.

Irgendwo im Dorf vergnügt sich ein Bursch mit seiner Ziehharmonika. Der Wind trägt manchmal ein paar Takte zum See. Samstagnachmittag. Mag sein, daß heut' irgendwo „Nachkirta“ gefeiert wird und der Musilant noch probiert

wo „Zacharria“ gelebt wird und der Schatz noch zu
„Zacharmonia“ lodt immer. Der muß man nachgehen
zumal es Abend wird und Nebel und Dunkelheit übers
Wasser kommen. In einem kleinen Bauernwirthshaus lehr
man ein. Esu wächst in der Stube um Fensterstod und
Wand. Im Kachelofen glost ein mildes Feuerchen. Gra
recht, daß man die Tageswärme nicht verliert. Ein paar
Bauern am Tisch davor, schwer in dem ausgefressenen Leder
sofa verankert, dischkriern von Kartoffelernte und Holzschlag
— Ein schönes Trumm-Geräuchertes hat die Wirtin für die
eingelegt. Man ist geborgen. Königin, das Leben ist
doch schön!

Wer immer meint, daß unsere Zeit lauter Sorgen kenne, der muß jetzt im Herbst nur eine halbe Stunde über Land fahren. Da wird ihm gleich besser.

Der tote Punkt.

Von Wilhelm Huffermann.

„Alles im Leben braucht sein Schwungrad“, hatte er sich in der ersten Stunde vorgestellt, „die Geschichte ist das Schwungrad der Erde. Die Vergangenheit bedingt die Zukunft. Unser Dasein, die Gegenwart, ist stets nur der tote Punkt im Getriebe des Weltgeschehens. Ein Zahn greift in den andern. Auch ihr seid Zähne.“

Wir aber lispelten. Denn bei den Worten „toter Punkt“ hatte sein hagerer Zeigefinger bedeutungsvoll durch die Luft gestrichen und absichtslos gegen die eigene Stirn gezeitet. „Der tote Punkt“!, zwischte einer. „Der tote Punkt“!, lispelte ein anderer. Alle lachten: „Der tote Punkt!“

mit dieser ersten Wölfe hatte er bereits die Weltung über uns verloren. Wie er sich auch abmühte, und uns mit Griechen, Persern und Ägyptern plagte, es wurde nicht besser. Und jeder Nachzügler, der noch in unseren Jahrgang eintrat, zeigte sich nach kurzer Zeit in der Geschichtsstunde genau so unruhig wie wir. Fischeite, schwachte, drehte den Kopf und trieb Allotria, wenn „der tote Punkt“ uns nur einen Augenblick den Rücken lehnte, um eine Jahreszahl an die Tafel zu schreiben. Er mochte Ruhe gebieten, so oft er wollte, und seine Stimme anschwellen lassen wie ein römischer Feldherr, wir Lausbuben besserten uns nicht.

Man bedeutete ihm wohl im Laufe des Jahres in den Konferenzen oft genug, daß man mit ihm und unseren Leistungen in seinem Fach nicht mehr ganz zufrieden sei. Der Direktor meinte es. Die Professoren waren derselben Meinung. Und als es uns der Schuldner in einer Pause zutuschelte, hielten es auch wir für selbstverständlich, daß „der tote Punkt“ ein erlebiger Faktor sei. Aber trotz seines hohen Alters wollte er von einer Pensionierung nichts wissen, gab seinen schweren Posten einer jüngeren Kraft nicht ab.

Jedes Jahr versuchte er den so schweren Stein mit frischer Kraft bergan zu rollen. Er war gegen uns zu gut, zu milde. Er hatte jeden seiner Schüler tief in sein Herz geschlossen und liebte ihn wahrhaft. Konnte einfach nicht streng sein. Und noch eine Schwäche hatte der „tote Punkt“ außer seiner Milde zu uns. Das war die grenzenlose Liebe zu seinem einzigen Sohn, der draußen im großen Krieg stand. Und die Art, wie er heimlich dieser Liebe Ausdruck gab, kam uns Dummeln noch lustiger vor, als seine unschuldigen Marotten. Regelmäßig zehn Minuten vor Ende seiner Stunde kramte er aus seiner Brieftasche einen vergilbten Zeitungsausschnitt hervor, um unsere Aufmerksamkeit zu belohnen. Es war eine kleine Geschichte von Menschenliebe und Menschentreue, die sein Sohn vor Kriegsausbruch in einem kleinen Blatt veröffentlicht hatte. Und regelmäßig beim erlösenden Glockenzeichen war er über die drei ersten Spalten noch nicht hinausgekommen, mußte seufzend mitten im Satz abbrechen. Schweren Herzens verließ er dann die Klasse, mit dem Versprechen, uns vor Schluß der nächsten Gesichtsstunde das Ende vorzulesen. Nie kam er dazu..

Wir blüffelten bereits den Dreißigjährigen Krieg, waren in der Türkenbelagerung Wiens so wenig heimisch wie im Abfall der böhmischen Länder, aber das Ende der kleinen Geschichte von Menschenliebe und Menschentreue hatten wir noch immer nicht erfahren. Er bebt vor Besorgnis, wir hätten den Anfang vergessen, und begann stets von vorn. Und immer wieder zog das Glodenzeichen einen Strich durch seine Rechnung. Bis der Zeitungsausschnitt schlüssig und rissig geworden war, sich zu teilen begann und den Schluß verlor. Denn er fletzte die Geschichte auf haltbare Leinwand, ohne an die Rückseite zu denken. Wenn er nun auf unsere Bitten mit Vorlesen begann, zirfelte er mit langlamen Worten und blutrotem Kopf die Zeit genau bis zum Glodenzeichen ab. Ahnte nicht, daß wir längst wußten, was er uns ängstlich zu verbergen suchte. Und wir hatten unsere helle Freude an seiner sorglamen Verlegenheit.

Da gab es plötzlich einen Tag, an dem wir trotzdem das Ende erfuhren. Es war besonders toll zugegangen. Der "tote Punkt" war uns willenlos verfallen gewesen. Daß die Ursache seiner Schwäche diesmal in der schweren Zerworfenheit seines Gemüthes zu suchen war, wußten wir nicht. Waren daher aufs höchste erstaunt, als er nach dem Glodenzeichen mit Vorlesen nicht innehielt und aus dem Gedächtnis in der Erzählung fortfuhr. Langsam, mit schwerer Stimme erzählte er mit wunderbarer Gestaltungskraft, die aus dem Herzen kam. Seine Augen glänzten. Und es war, als söße ein Engel durch die Klasse. So still war es geworden, mäusenstill. Das Ende der kleinen Geschichte von Menschenliebe und Menchentreu war schön. Wir saßen gerührt. Und zum erstenmal in unserem Leben haben wir uns richtig geschämt.

Er wollte noch etwas sagen, konnte es aber nicht. Schluckte. Stammelste. „Ich habe niemanden außer euch, dem ich es mittheilen könnte. Mein Sohn ist — — gefallen.“

Ein tiefes, jähes Zucken ging durch die Stille.

Auch wir schluckten. Wir saßen da in den Bänken, fünf- undvierzig Jungen an der Zahl, vor unserem Professor. Und weinten mit ihm. Mit unserem Professor, der einen Sohn hatte, der ein Held war. Ein unklares Ahnen von dem, was außer dieser Welt und ihrer Geschichte liegt, schauerte uns durch die Seele. Am nächsten Tag, wir hatten alle unsere Sonntagskleidung angelegt, kam unser Professor nicht. Er hatte um Pensionierung angeführt. Sie war ihm noch zur selben Stunde bewilligt worden.